

## Gott wohnt zwischen den Fronten

*Das Benediktinerkloster Hagia Maria Sion steht auf der Demarkationslinie zwischen Ost- und Westjerusalem. Hier betet und arbeitet die kleinste Friedensbewegung des Nahen Ostens.*

Text: Michael Gleich; Fotos: Frieder Blickle/bilderberg

Bruder Thomas schickt ein paar ziemlich weltliche Flüche gen Himmel. Schon wieder ein Checkpoint! Er bremst vor dem einschüchternden Ensemble aus Stacheldrahtrollen und schussbereiten Maschinengewehren. Israelische Soldaten mit Bleiwesten und verschlossenen Gesichtern umringen den Wagen. Respekt zeigen sie weder vor seinem Alter noch vor dem schwarzen Mönchshabit. „Passport!“, ohne „Please“.

Noch ruppiger gehen sie mit den beiden Palästinensern im Wagen um: „Ihr dürft nicht durch. Oder habt ihr eine Spezialgenehmigung?“ Wieso man für diesen Weg eine Erlaubnis brauche, fragt Daoud. „Weil das nicht euer Land ist“, sagt der junge Soldat, „this land is still mine.“ Nur weil Bruder Thomas flugs gegen das achte Gebot verstößt und ein unverdächtiges Reiseziel erfindet, dürfen alle passieren.

Der vierte Mann im Wagen, Abt Benedikt Lindemann, bleibt ruhig. Er strahlt den israelischen Soldaten sogar an: „Shalom!“ Den Mitfahrern fällt es nicht leicht, diese Freundlichkeit nachzuvollziehen. Da erklärt sich ein 19-Jähriger mit Maschinengewehr zum Besitzer Palästinas, aber der Abt lächelt nur. Und wirbt für seine psychotherapeutische Sicht der Lage: „Spürt ihr nicht, wie der unter Stress steht, wie verunsichert der ist? Das ist ein ganz armes Würstchen.“

Israel, die hysterische Gesellschaft? Fest steht: Das Land ist permanent außer sich. Verfolgungswahn auf der einen Seite, und auf der anderen die Illusion, mit einer gigantischen Militärmaschinerie Sicherheit erzwingen zu können. Zäune, Checkpoints, Betonmauern, Absperrungen – Grenz-Erfahrungen gehören hier zum Alltag.

„Suche den Frieden und jage ihm nach“, hat der heilige Benedikt seinen Nachfolgern ins Regelbuch geschrieben. In Israel suchen und jagen seine Jünger den Frieden unter verschärften Bedingungen. Das Kloster Hagia Maria Sion, in dem Abt Benedikt und seine 16 Brüder zu Gottes Lob und Preis leben, steht direkt an der Jerusalemer Stadtmauer: Hier, an der Demarkationslinie, stoßen Palästina und Israel aufeinander wie tektonische Platten, reiben sich und bauen Spannungen auf, die sich in gewaltigen Beben entladen.

Clash of Civilizations, und mittendrin die Benediktiner. Die aber wollen nichts anderes als beten und arbeiten. Seit hundert Jahren harren sie auf dem Berg Sion aus. Nur, wie findet man inneren Frieden, während draußen Selbstmordattentäter und Armeebulldozer Angst und Schrecken verbreiten? Wie soll das funktionieren, fromme Versenkung in Zeiten der Eskalation?

„Gerade jetzt“, sagt der Abt. „Mönchsein war immer schon ein Gegenentwurf – der Zölibat, sechsmal am Tag in die Kirche rennen, komische Kutten. In Krisenzeiten ist das Leben im Gebet erst recht eine wertvolle Alternative.“ Als die Mönche Benedikt Lindemann vor sieben Jahren zum Abt wählten, war er gerade mal 37 Jahre alt. Über sein Charisma hat er wohl damals schon verfügt. Der strahlenden Präsenz, mit der er sich jedem Gesprächspartner voll und ganz zuwendet, kann man sich schwer entziehen.

Sechs mal am Tag treffen sich die Benediktiner zum Chorgebet in der prächtigen Basilika aus sandfarbenem Naturstein. Die Vigil am frühen Morgen, später Laudes, Eucharistiefeier, Mittagshore, Vesper und am späten Abend die Komplet: „Beten ist unser Weg, spirituelle Kraft zu gewinnen.“

### *Einträchtig im Pool*

Doch beim Beten allein belassen sie es nicht. Getreu ihrem Motto „Ora et labora“ – bete und arbeite! – engagieren sich die Mönche auch für Lösungen im blutigen Konflikt ihrer Nachbarn. Um Politik kümmern sie sich dabei weniger als um jene, um die die Politik sich kümmern sollte. So laden sie jeden Sommer behinderte Kinder auf ein Klostergelände am See Genezareth ein; in den salzhaltigen Thermalquellen und Pools dort baden dann kleine Israelis und kleine Palästinenser einträchtig gemischt.

Regelmäßig sammeln die Brüder Lebensmittel, Kleidung und Medikamente und verteilen sie in den besetzten Gebieten, in Dörfern, die durch die ständigen Grenzsicherungen von der Versorgung abgeschnitten werden. Und sie unterstützen friedensbereite Aktivisten auf beiden Seiten nicht nur mit geistlichem Zuspruch, sondern auch mit Bargeld.

Heute sind sie unterwegs zum Weinberg von Daoud und George Nassar. Es ist einer dieser Tage, an denen überall im Land die Nerven blank liegen. In der Nacht haben palästinensische Extremisten im Kibbuz Metzger ein Blutbad angerichtet; Frauen und Kinder starben im Schlaf. Seit dem Morgen beschießen israelische Hubschrauber Ziele in Gaza Stadt. Kein guter Tag also für zwei Palästinenser, um von Jerusalem nach Bethlehem zu fahren. Der kurze Weg kostet heute Stunden.

Schließlich sind die beiden Brüder Nassar und ihre Begleiter doch am Ziel. Vor ihnen liegt ihr Land: ein 40 Hektar großes Areal, bestanden mit Weinstöcken, mit Feigen-, Mandel- und Olivenbäumen. Mit Hilfe der Benediktiner soll hier ein Camp entstehen, in dem sich Jugendliche aus Deutschland und Österreich mit jungen Palästinensern treffen und deren Lebensumstände kennen lernen können. Schatten und Wasser sind vorhanden, erste Unterkünfte in Bau. Eines Tages sitzen vielleicht auch junge Israelis und Araber gemeinsam ums Lagerfeuer – Inshallah, so Gott will.

Klar ist: Für die Nassars ist dieses Camp-Projekt auch ein Akt der Selbstverteidigung. Auf den Hügeln ringsum haben israelische Siedler fünf Dörfer errichtet, komfortable Trutzburgen, mit schwer bewaffneten Bewohnern. Die Palästinenser fürchten den Landhunger der illegalen Siedler. Deren jüngster Versuch, sich das Eigentum der Nassars einzuverleiben, hat Spuren hinterlassen, die Daoud nun dem Abt vorführt: Durch die schwere Erde zieht sich eine planierte Schneise. „Immer die gleiche Methode: Wenn keiner gegen den Weg protestiert, stehen ruckzuck links und rechts die Wohncontainer, ein Wasserturm, ein hoher Zaun, und schon bist du dein Land endgültig los.“

Wie können die Benediktiner die feindliche Übernahme des Nassar- Weinbergs verhindern? „Da hilft kein Beten, sondern ein guter Rechtsanwalt“, findet der Abt. Das Kloster übernimmt die Kosten.

Wo früher eine Asphaltstraße zum Weinberg führte, müssen jetzt Erdwälle und Gräben zu Fuß überwunden werden. Die Israelis haben die Straße aufgerissen, sie wollen nicht, dass so nahe an ihrer Siedlung Autos fahren. Überkommt einen da nicht der Zorn des Gerechten? „Manchmal ja“, sagt der Abt und stemmt sich, die Kapuze über den Kopf gezogen, gegen den heftigen Winterwind. „Doch grundsätzlich hüte ich mich davor, einseitig Partei zu ergreifen. Dieser Konflikt ist unglaublich verworren. Mitgefühl dagegen ist eine einfache Sache: Es gilt immer den Opfern, und die gibt es auf beiden Seiten.“

### *Lauter Opfer – und kein Täter*

Aber ist das nicht genau das Problem: Dass sich hier alle als Opfer fühlen, und keiner als Täter? Jedenfalls, sagt der Abt, gebe es hier inzwischen sehr viele „traumatisierte Seelen“. Dabei verhehlt er nicht, dass er momentan die größte Not bei den Palästinensern sieht. „Die wurden erst aus ihren Dörfern und Städten vertrieben, und jetzt nimmt man ihnen die Würde. Die Demütigung ist dauerhaft geworden.“ Wie könne man von einem Volk friedliches Verhalten erwarten, „das so viel verloren und nichts zu gewinnen hat“? Frieden sei mehr als eine abstrakte Idee: Nur wenn sich beide Seiten davon ein besseres Leben erhofften, brächen sie mit der Gewalt.

In Bethlehem gibt es Al-Nadwa, ein Zentrum, das arabische Handwerker ausbildet, Journalisten schult, Künstler beim Verkauf ihrer Werke berät. Die Abtei steuert Rat, Kontakte und Zuschüsse bei. Mitri Raheb, ein lutherischer Pfarrer, der das Zentrum leitet, weist auf die grassierende Auswanderungswelle in Palästina hin: „Unsere besten Köpfe denken nur noch: Wie kann ich schnellstens abhauen? Wir müssen beweisen, dass dieses Land ihnen Lohn und Brot bieten kann.“ Immerhin wurde Al-Nadwa bereits zum zweitgrößten Arbeitgeber der Region. Wer Geld verdient, so die Hoffnung, wirft keine Steine – von Schlimmerem ganz zu schweigen.

Im ohnehin schwachen Getriebe der Friedensbewegung stellt die Arbeit der Benediktiner allenfalls ein Rädchen dar. Doch gerade weil sie keine Macht hätten, sagt Abt Benedikt, könnten sie hier Einiges bewirken: „Als die kleinste Glaubensgemeinschaft sind wir im allgemeinen Machtpoker unverdächtig. Beide Seiten akzeptieren uns als Gesprächspartner.“

Die Abtei hat eine Stiftung gegründet, die alle zwei Jahre den Mount Zion Award an verdiente Friedensaktivisten beider Seiten vergibt. „Jerusalem gilt drei Weltreligionen als geistliches Zentrum. Das ist ein guter Ort, um spirituelle Brücken zu bauen“ – daran hält Abt Benedikt fest. Regelmäßig trifft er sich mit einem jüdischen Gelehrten und einem Mullah. Die drei hocken sich auf den Boden und meditieren gemeinsam. Jeder spricht in seiner Sprache mit dem einen Gott, den die Menschen ja nur unterschiedlich bezeichnen. Auch in dieser Offenheit für andere Religionen sieht der Abt eine geistliche Antwort auf die Notlage des „unheiligen Landes“.

Die Souveränität, die Abt Benedikt heute ausstrahlt, musste er sich hart erarbeiten. Er stammt aus dem Sauerland und hatte sich als Abiturient in den üblichen Plänen für ein kleines Leben eingerichtet – Wehrdienst leisten, Lehrer werden, Frau

heiraten, Haus erben. Doch schon an der ersten Station bricht die Biographie. Beim Schießen auf Attrappen gerät er förmlich in einen Rausch: „Bumm, getroffen, nochmal, mitten rein. Die Knallerei hat mir richtig Spaß gemacht.“ Erst nach der Übung dämmert ihm, dass es da nicht um Scheiben geht, sondern um Menschen: „Die bringen dir das Töten bei.“

### *Mit der Bibel und Tai Chi*

Beim zweiten Schießbefehl verweigert der Soldat Lindemann den Wehrdienst. Um sich aufs Verfahren vor der Prüfungskammer vorzubereiten, liest er in der Bibel: „Zum ersten Mal ahnte ich, dass es in Gott einen tieferen Frieden als den weltlichen gibt.“ So versucht er einen Neuanfang, bei den Benediktinern. Sein erster Abt ermöglicht ihm, in Barcelona Tai Chi zu üben, er beschäftigt sich mit indischen Meditationstechniken. Eine Zeitlang bringt er ziemlich viele Leute um – in seinen Träumen. „Das waren regelrechte Massaker, mit Leichenteilen überall.“ Unter Anleitung betreibt er neun Jahre lang Traumdeutung. Kindheitsängste begegnen ihm wieder, elterliche Entmutigung: Das schaffst du nie!

Doch nach und nach hat Benedikt Klarheit gewonnen. Nun schafft er es, Kraft und Sensibilität gleichzeitig auszustrahlen, Witz und Würde zu vereinen. Mal ist er der Diener der anderen, der im Refektorium die Schüsseln und Teller aufträgt, mal ihr Oberhaupt, das mit dem Papst Gespräche führt.

Ausgerechnet in den Hallen in der Jerusalemer „Ikea“-Filiale hatte der Abt ein Schlüsselerlebnis. Beim Einkauf von Kieferregalen fiel ihm auf, „wie anders sich die Leute da drinnen bewegen, wenn sie die Eingangskontrollen hinter sich gelassen haben. Locker und gelöst. Irgendwie mit mehr Lebenslust.“ Ihm dämmerte, dass auch die Abtei solch ein Raum sein kann: Soldaten müssen draußen bleiben, Polizei und Geheimdienst verschonen die deutschen Mönche. Dicke Mauern schützen die Gottsucher.

Der Abt und die Brüder entwickelten das Konzept einer Akademie, die Palästinenser und Israelis zu Begegnungen ins Kloster einlädt. Gespräche als Gegenmittel in einer bleiernen Zeit, in der jeder, der mit Vertretern der anderen Seite spricht, Gefahr läuft, als Verräter denunziert zu werden. Der Bauplatz für die Friedensakademie ist vorhanden, die Sponsorsuche hat begonnen.

Auch ein erstes Gespräch bereitet der Abt gerade vor, zwischen dem 25-jährigen Rami, der mit der Palästinenserorganisation Fatah in Kontakt steht, und der 22-jährigen Karen, die den Dienst in der israelischen Armee verweigerte. Die beiden, die Aktivisten der Gruppe „Palestine Vision“ und junge Israelis zusammenbringen wollen, sind fasziniert von der strategischen Lage der Abtei zwischen West- und Ost-Jerusalem: „Da kommen wir unbeobachtet rein und wieder raus“, sagt Rami. Karen nickt dazu; manchmal müssen auch Friedensaktivisten militärisch denken.

Nach dem Ende des Ramadan-Monats soll das erste Treffen stattfinden, hinter freundlichen Mauern, an einem sicheren Ort, bei verlässlichen Gastgebern. „Wir werden auch in hundert Jahren noch hier sein“, sagt der Abt.